

ditionen und andere Selbstverständnisse sind vermutlich genau das, was im befürchteten „Kampf der Kulturen“ und im realen Konkurrenzkampf um Berufspositionen am meisten umstritten ist, selbst wenn es nicht um ultraorthodoxe, fundamentalistische oder islamistische Extreme geht. Seltsamerweise steht eine Frau mit Kopftuch u.U. sogleich „auf der anderen Seite“, obwohl sich die Selbstdarstellung westlicher Weiblichkeit inzwischen stark liberalisiert und diversifiziert hat. Die hehren feministischen Ideale und Erkenntnismethoden, z.B. sich in die Rolle der abstrakten oder konkreten Anderen zu versetzen, können eine schwere Last darstellen! Wenn sich eine Feministin nicht darauf einlassen will, erzeugt es vielleicht auch ein schlechtes Gewissen, weshalb in solchen realen Auseinandersetzungen um Zugehörigkeiten und Identitäten Toleranz oder gar Akzeptanz für Andersdenkende erst recht zurückgewiesen wird.

Daher sollte niemand vom Feminismus und „den“ Feministinnen zu viel erwarten, denn es ist ein allzu heterogenes Kollektiv. Erhellend ist tatsächlich der alte Leitspruch des bundesdeutschen Feminismus, dass „das Private/Persönliche politisch“ sei. Das Private und Persönliche ist eben sehr mit der eigenen Person verbunden. Ein Bewusstsein für (Anti-)Diskriminierung und menschenrechtlich orientierte liberale Fairness hat erst seit relativ kurzer Zeit begonnen sich zu entwickeln; welchen Verlauf die Entwicklung angesichts des harschen fremden- und islamfeindlichen Populismus nehmen wird, ist schwer vorhersehbar.

## Was schafft Ihnen feministisches Unbehagen an aktuellen Verhältnissen?

GÜLAY ÇAĞLAR

Zunächst dachte ich, dass diese Frage leicht zu beantworten sei — erleben wir doch derzeit in Europa eine Sammlung rechtspopulistischer, antifeministischer und rassistischer Kräfte. Diese Kräfte greifen nicht nur gleichstellungspolitische Errungenschaften, Ziele und Instrumente an. Im Fokus steht auch die Geschlechterforschung insgesamt. Manche gehen sogar so weit, der Geschlechterforschung grundsätzlich die Existenzberechtigung abzuspochen — und finden dabei Verbündete in vielen Lagern und Sphären, denen die Geschlechterforschung stets ein Dorn im Auge war und ist.

Aber so einfach ist es nicht: Wer den Rechtsruck für einen Backlash hält, unterschätzt das Problem. Die öffentlichen Debatten um die Kölner Silvesternacht 2015, die Konsequenzen, die daraus für die Silvesternacht 2016 gezogen wurden („racial profiling“), aber auch Handlungsanweisungen für Geflüchtete in Form von Beratungspamphleten oder Webseiten, worin geradezu infantilisierend erklärt wird, wie

Frauen\* in Deutschland zu behandeln seien, all dies zeigt, wie schnell Gegner\* der Gleichstellungspolitik vermeintlich zu leidenschaftlichen Verfechter\*innen der Geschlechtergleichstellung und Frauenrechte in Deutschland werden.

Offenbar haben wir es mit einer fundamentalen Neuordnung der Konfliktkonstellation zu tun, auf die (nicht nur) die feministische Politikwissenschaft schlecht vorbereitet ist. Was mir daher auf der Seele brennt, ist die Frage, wie es eigentlich um die feministische Kritik steht und wie wir das Instrumentarium für die Analyse und Kritik der aktuellen Verhältnisse überdenken, schärfen und neu ausrichten müssen.

Diese Frage beschäftigt mich in zweierlei Hinsicht: Zum einen ertappe ich mich auf einer empirisch-analytischen sowie politischen Ebene dabei, wie die Demontage demokratischer und rechtsstaatlicher „Gewissheiten“ durch rechtspopulistische Akteure (sei es als Regierung, Opposition oder als Bewegung) und infolgedessen auch staatlicher Institutionen überhaupt, bei mir einen Reflex der Verteidigung auslöst. Auch die zunehmende Schwächung internationaler Institutionen – sei es die Europäische Union oder die Vereinten Nationen – beunruhigt mich, obwohl ich doch gerade diese Institutionen stets für ihre Geschlechterpolitik kritisiere, nämlich dafür, dass die Geschlechterpolitik nicht transformativ ist, sondern bestehende Ungleichheitsverhältnisse reproduziert und verstärkt, und dass die Institutionen in ihrer Geschlechterpolitik feministische Kritik und Forderungen vereinnahmen und in neoliberale Restrukturierungsprozesse einbauen. Diese Kritik ist nach wie vor angebracht und aktuell. Und dennoch ertappe ich mich dabei, diese Organisationen mitsamt ihrer Normen und Werte zu verteidigen. Wenn geschlechterpolitische Konflikte auf nationalstaatlicher Ebene derzeit die höchste Priorität und das größte Mobilisierungspotential haben, wie beispielsweise in den USA oder in Polen, was heißt das dann für die Zukunft transnationaler Feminismen? Und wenn die EU und die UN, die trotz ihrer machtdurchwirkten Unzulänglichkeiten Arenen kollektiver Aushandlung sind, nicht mehr die richtigen Adressaten feministischer Forderungen sind, wer ist es dann?

Der zweite Aspekt betrifft die feministische Politikwissenschaft selbst. Was taugt das konstruktivistische und dekonstruktivistische Instrumentarium feministischer Analysen in einer Zeit, in der Wahrheitsregime von jenen entlarvt und destruiert werden, die gegen all jene Werte kämpfen, die aus einer feministischen und sozialökologischen Perspektive zu verteidigen sind? Obwohl ich beispielsweise in meiner Forschung die Faktizität politischer Probleme hinterfrage und daran interessiert bin zu zeigen, wie politische Probleme im Zuge interpretativer Kämpfe zu solchen „gemacht“ werden und eben nicht naturhaft existieren, wird mir doch bei der hässlichen Destruktion von Fakten sehr unbehaglich, nach der nur noch die Macht des Stärkeren zählt. Wie kann die feministische Kritik dieser Destruktion entgegenwirken, ohne dabei hinter die eigenen theoretischen Ansprüche zurückzufallen und Faktizitäten zu postulieren? Ich denke, es wäre produktiv, über diese Fragen in der feministischen Politikwissenschaft neu zu diskutieren, um den Zustand des Unbehagens loszuwerden.